

Das zärtliche Vergessen

Klaus und Rosemarie Fischer im Demenz- und Todesstück „wir waren“

Von Daniel Benedict

OSNABRÜCK. Wenn das Sterben näher rückt, kommt die Angst: Wie wird das Ende? Und: Was taugte das Leben? In Alexander Mays Inszenierung von William Pelli's „wir waren“ stellen Klaus und Rosemarie Fischer diese Fragen – ohne jede schonende Distanz.

Der Programmzettel als Speisekarte: Vin (rouge & blanc) 3,60 Euro, Thé (noir) 1,60 Euro. Für die deutsche Erstaufführung von William Pelli's „wir waren“ zieht das Theater in den Gastraum des Dom-Hotels um. Und wirklich: Auch während der Aufführung wird das Publikum bewirtet, nur dass eben „bière“ statt Bier ausgeschenkt wird. Denn die Zuschauer sitzen mitten in der französischen Szenerie, Tisch an Tisch mit Schauspielern. Und weil das keinerlei Ausweichen erlaubt, ist die Stimmung trotz Bier eher unbehaglich. Denn gleich der erste Satz ist ein Schock: „meine Frau und ich wir bringen uns in zwei Wochen um.“

In der Wechselrede erklären eine ältere Frau und ihr Mann dann dem Saal, wieso sie sich am Urlaubsort von der Klippe stürzen wollen. Vordergründig geht es dabei um erste Anzeichen einer Demenz und die Angst vor dem Verlust der Autonomie im Alter. Zwischen den Zeilen klingt aber durch, dass beide nicht nur ihre Zukunftsangst bewegt, sondern auch Unzufriedenheit mit dem Vergangenen: Das Vier-Personen-Haus ist zu groß, und auch der Pudel, der doch „wie ein Kind“ für sie ist, füllt die Leere nicht. Im Kreuzworträtsel bleiben zwar niemals Lücken; im Leben aber ist womöglich vieles unerfüllt geblieben. In immer neuen Klagen über rücksichtslose Kinder, untätige Hausmeister und diebische Orientalen suchen die zwei Menschen nun eher Schuldige als Auswege. Klaus und Rosemarie Fischer legen das Paar dabei antagonistisch aus: Er führt, sie folgt, und je zorniger er aufbraust, desto ergebener fügt sie sich – eine Frau, deren Demenz den Rückzug in sich selbst nur verstärkt.



Schonungslose Nähe: Klaus und Rosemarie Fischer in der deutschen Erstaufführung „wir waren“ im Dom-Hotel und im Theater am Domhof.

Foto: Uwe Lewandowski

Für den zweiten Teil des Abends lässt Regisseur Alexander May das Publikum zum Tanzsaal im Theater am Domhof umziehen. Aus der Gastwirtschaft des Ferienorts ist das Ehepaar nun doch nicht in den Tod, sondern in eine Pflegeeinrichtung gegangen. Nun spricht nur noch er; sie ist endgültig in einer eigenen Welt. Im Monolog beschreibt der Mann Bitternis, Einsamkeit, aber auch erfüllte Momente, in denen die zwei auch ohne Worte Sinn und Gemeinschaft erleben. Ein poetisches Bild findet Alexander May für die Demenz der Frau: Sie ist beständig von einem Tänzer (Tomas Büniger) umgeben, der über sie wacht, ihr die Haare bürstet, ihr Bett be-

wegt und sie hält. Das Vergessen ist zärtlich; eine tröstliche Lesart. Im Schlussbild ziehen der Tänzer und die Frau die Vorhänge vor den Spiegeln des Ballettsaals auf: Das Publikum erblickt sich selbst; es kann ja schließlich jeden treffen.

Im Vorgespräch haben Klaus und Rosemarie Fischer betont, dass die Bühne dem Spiel gehört und das Private privat bleibt. Trotzdem fällt auf: So wie die Regie dem Zuschauer die Distanzierung austreibt, so sind hier auch die Schauspieler bereit, sich involvieren zu lassen. Das betrifft Grundsatzentscheidungen wie die Besetzung eines fiktiven Paares mit einem realen. Und es setzt sich in einem fast bekenntnishaften

Signal fort: Beim Weg in den Tanzsaal säumen verblasene Beziehungsfotos der Schauspieler die Flure. Selbst die Offenheit, mit der Klaus Fischer sich bei seinen langen Textstrecken hin und wieder zum Souffleur am Nebentisch wendet, passt dazu – als Geste eines Künstlers, der die Karten auf den Tisch legt. All das hebt – selbstverständlich! – nicht die Trennung von Figur und Darsteller auf. Es dokumentiert aber doch die schöne Ernsthaftigkeit, mit der das Team sein Thema hier auf sich und auf die Zuschauer bezieht.

Weitere Aufführungen: 4., 13., 20. Dezember, 9., 16., 25. Januar. **Kartentelefon:** 0541/7600076